

FREYA NORTH
EIN
MANN

für jede

Jahres-
zeit



Chloë Cadwallader hat ein Problem. Um dem letzten Wunsch ihrer geliebten Patentante gerecht zu werden, muss sie den Job (erbärmlich) und den Freund (abscheulich) aufgeben, um eine einjährige Rundreise durch die vier Länder des Vereinigten Königreichs anzutreten. Ein wenig verunsichert fährt Chloë los. Mit den sich ablösenden Jahreszeiten wechselt sie ihre Stationen: Von Wales geht es nach Nordirland, Schottland und schließlich nach Cornwall in England. Überall findet Chloë neue Freunde. Und sie findet Männer – für jede Jahreszeit einen ... Oder doch den einen Mann für jede Jahreszeit?

Freya North

Ein Mann für jede Jahreszeit

Roman

Aus dem Englischen von Ute Hempen und Ina
Kronenberger

Weltbild

Die Autorin

Freya North, geboren 1968, ist ausgebildete Kunsthistorikerin. Mit jedem Roman stürmte der Shooting-Star die Bestsellerlisten.

Facebook: [facebook.com/freya.north](https://www.facebook.com/freya.north)

Twitter: @freya_north

www.freyanorth.com

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Chloë.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1997 by Freya North

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2001 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.

Erschienen im List Taschenbuch Verlag.

Übersetzung: Ute Hempten und Ina Kronenberger

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-980-0

Wem schleicht so träg und kalt das Blut,
der nie ausrief in hoher Glut:
o heil'ger Boden, Vaterland!
Wem klopfte nie der Busen hoch
wenn es zurück zur Heimat zog
zurück vom fernen Strand?

»The Lay of the Last Minstrel« von Sir Walter [Scott*](#)

* aus: Walter Scott, Der letzte Minstrel. 6. Gesang. Beginn. Deutsch von Adam Stroock. Hense Verlag, Bremen 1820.

Für Daniel

Prolog

Chloë, mein Engel,
was für ein merkwürdiges Gefühl, zu Lebzeiten etwas niederzuschreiben,
das erst nach dem Tod gelesen wird!

Ich hoffe aufrichtig, dass es nicht zu viele Tränen gegeben hat – und
dass meine Wünsche bezüglich meiner Beerdigung bis aufs i-Tüpfelchen
befolgt wurden (besonders die Jazzmusik und der Champagner).

In den letzten Jahren werde ich regelmäßig von Vorstellungen
heimgesucht, in denen meine lieben, jedoch nicht so sehr geliebten
Verwandten über die Überreste meines soeben verstorbenen Ichs
herfallen, darin herumstochern, sich um die guten Fleischstücke zanken
und dir nur die wertlosen Innereien übrig lassen. Deshalb habe ich –
schon vor geraumer Zeit, wie ich hinzufügen muss – beschlossen, mich
selbst in ansehnliche Portionen aufzuteilen und meine Überbleibsel an
diejenigen zu verteilen, die meine tiefe und anhaltende Zuneigung
genießen.

Dir, meine allerliebste Chloë, vermache ich alles in meinem Schrank,
was aus Samt ist. Und ich überlasse dir die Brosche, von der ich weiß,
dass du sie dir gewünscht hast, seit du klein warst. Sie geht an dich, weil
ich möchte, dass du ein kleines Stück von mir besitzt – und ich hege auf
ewig die Hoffnung, dass du tief in dir drin wie auch auf deinem Revers
etwas von mir bewahren wirst.

Außerdem, meine liebe Chloë, hinterlasse ich dir diese Landkarte. Es
gibt noch vier weitere und du wirst sie alle finden. Zuerst Wales, dann
Irland, Schottland und schließlich England. Vertraue mir.

Darüber hinaus wird dich ein Geldbetrag auf deinem Weg begleiten,
mit dem du Fahrkarten und Postkarten bezahlen sollst. Er möge dir die
Unabhängigkeit verleihen, deinen erbärmlichen Job an den Nagel zu
hängen und dich von diesem abscheulichen Freund zu trennen – für
Ersteren bist du viel zu gut, für Letzteren viel zu kostbar.

Ich schicke dich auf eine Reise, mein Engel, in der Hoffnung, dass du
an ihrem Ende einen kleinen Flecken findest, den du schließlich dein
Zuhause nennen kannst.

Ich setze große Hoffnung in dich.

Vergiss mich nicht, mein Schatz.

Jocelyn

Eins

»Himmel«, verkündet Chloë Cadwallader zum dritten Mal. Sie konzentriert sich auf den Rotweinfleck auf ihrem Teppich und spielt mit einer widerspenstigen Locke ihres kastanienbraunen Haars, die stets vor ihr rechtes Auge zurückspringt, kaum dass die junge Frau sie sich hinters Ohr gesteckt hat.

»Himmel«, sie stößt das »H« besonders hart hervor, »das kann ich nicht.«

Sie betastet die Brosche, schaut feierlich auf die Landkarte, den Brief und wieder zurück. Jocelyns Handschrift und die Karte von Großbritannien sind ihr sofort vertraut und doch irgendwie fremd und mit einem Mal unleserlich. Chloë weiß, dass sie die Buchstaben kennt, aber ihre Bedeutung ist jetzt seltsam entrückt und vergessen.

»Das kann ich unmöglich machen.«

Ein Umschlag mit der Aufschrift »Wales« liegt ungeöffnet und verlockend auf ihren Knien. Sie hält ihn sich an die Nase und atmet mit zusammengekniffenen Augen tief ein in der Hoffnung, Jocelyns Lieblingsduft Mitsuko zu entdecken. Der leiseste Hauch würde ihr genügen, aber der Umschlag riecht leider nach nichts.

»Oder doch?«

Chloë geht quer durchs Wohnzimmer und knipst das Licht an, denn das Unwetter, das gleich losbrechen wird, hat den Dezembertag in vorzeitige Dunkelheit getaucht. Langsam schlendert sie zum Fenster und befestigt dabei die Brosche an ihrem Pullover. Das vage Spiegelbild in der Scheibe verzerrt zwar ihre Konturen, fängt aber das Schimmern der Brosche ein. Chloë kennt den komplizierten Verlauf der Schlangenlinien und Windungen in- und auswendig. Eine Träne trübt ihren Blick, aber sie presst einen Finger in den Augenwinkel und drückt die Träne zugleich auch aus ihren Gedanken.

»Himmel«, murmelt sie, »was in aller Welt soll ich bloß machen?«

Großbritannien blickt sie von dem Papier erwartungsvoll an, wunderschön, verschwörerisch. Zuerst Wales, als Nächstes Irland. Dann Schottland. Am Ende England. Im Uhrzeigersinn, unwiderstehlich. Was tun? Was sollte sie tun? Was wirst du tun? Was würden Sie tun?

Nach einiger Zeit, in der Chloë weiterhin Himmel und Erde vergeblich um Rat fragte (irgendwo da oben musste Jocelyn sein!), küsste sie schnell die Brosche und betrachtete den Umschlag mit »Wales«, der immer noch verschlossen war. Sie hielt ihn sich noch einmal – wieder vergebens – an die Nase und beschloss, ihn Mr und Mrs Andrews zur sorgfältigen Aufbewahrung anzuvertrauen, bis sie sich stärker fühlte, bis sie wusste, was sie damit machen sollte. Und mit ihrem Job (erbärmlich) und mit ihrem Freund (abscheulich). Chloë war sicher, dass Jocelyn es gutgeheißen hätte, schließlich hatte sie Chloë selbst mit diesem bezaubernden Paar von Gainsborough bekannt gemacht. Sie waren zwar in dem recht schön gerahmten Nachdruck gefangen, aber seit mehreren Jahren sehr gute Freunde von Chloë und jetzt, nach Jocelyns Tod, auch ihre Vertrauten und Ratgeber. Unermesslich wichtig für ein schüchternes Mädchen, das derzeit ein wenig verlassen und niedergeschlagen war, nur wenige Freunde hatte und dessen Familie weit weg war und ihm ohnehin nicht nahe stand. Chloë steckte den Umschlag in den Spalt, der sich über die Jahre zwischen dem Rahmen und dem Druck gebildet hatte, und es belustigte sie, dass er jetzt zwischen den Füßen der Andrews ruhte und von Mr Andrews' Gewehr und dem Hund zusätzlich bewacht wurde. Sie betrachtete Mrs Andrews' blassblaues Kleid und die zwei Konzertkarten, die sich an die Getreidegarben in der rechten unteren Ecke schmiegt.

»Was würden Sie an meiner Stelle machen?«, fragte sie das Paar beschwörend. »Was soll ich tun?«

»Halt mich da raus, Mädchen!«, wehrte Mr Andrews mit wohlklingender Stimme ab. »Da musst du noch fragen?«

»Selbstverständlich muss ich fragen«, sagte Chloë ungläubig.

»Geh«, lachte Mrs Andrews. »Geh weg!«

»Weg?«, staunte Chloë. »Meinen Sie wirklich?«

»In – das – Konzert«, buchstabierte Mrs Andrews freundlich und sehr zu Chloës Erleichterung.

»Ich liebe Beethoven«, sagte Chloë nachdenklich, »aber Brett schafft es nicht. Er arbeitet lange. Oder so ähnlich.«

»Umso besser!«, rief Mr Andrews. »Er würde sowieso nur herumzappeln.«

»Abscheulich«, verkündete Mrs Andrews und dachte an Jocelyn.

»Sieh zu, dass du ihn loswirst«, stimmte Mr Andrews zu. »Wenn du dich in London zurechtfindest, schaffst du es erst recht quer durchs ganze Land.«

Mit einem Blick auf die Uhr und einer leichten Verbeugung vor ihren Vertrauten, die sie mit ihrem Segen davonschickten, angelte sich Chloë schließlich ihren Mantel, stopfte beide Eintrittskarten in die Tasche und schloss die Tür in Islington hinter sich ab. Sie würde den Umschlag mit »Wales« später öffnen. Beschließen, was zu tun wäre. Später. Hoffentlich.

Ein liebenswürdiger Herr mit markantem Kinn und offenem Lächeln bewahrte Chloë vor einem schämlichen Sturz auf der Rolltreppe. Er gestattete ihr, sich an seinem Arm festzuklammern und ihn mit gemurmelt Dankesbezeugungen zu überhäufen, während sie gleichzeitig nach Luft schnappte und um Fassung rang. Er wischte ihre Entschuldigung beiseite und quittierte ihren überschwänglichen Dank mit »Gern geschehen!« Er wollte auf den anderen Bahnsteig, aber Chloë merkte, wie sich ihr Atem wieder beruhigte, als er ihr beide Hände auf die Schultern legte und sie in Richtung ihres Bahnsteigs schob. Er war wirklich liebenswürdig. Und er war so ganz anders als Brett.

Als die U-Bahn Richtung Süden rollte, erinnerte sich Chloë an ihre erste Begegnung mit Brett im Untergrund. Der Zug steckte in einem Tunnel fest. Sie hatte beobachtet, wie er nach fünf Minuten unruhig hin und her rutschte, und hörte ihn nach zehn Minuten eindrucksvoll fluchen. Als fast eine Viertelstunde vergangen war, hatte er Chloë ihren Namen und ein Kichern entlockt und nach hastigem herzlichen Bitten auch eine Verabredung zum Essen am nächsten Abend. Ich muss verrückt sein!, hatte sie gedacht und auch ein wenig Stolz empfunden. Sie konnte es kaum erwarten, es Jocelyn zu erzählen. Jocelyn, die Brett natürlich noch nicht kannte, klatschte in die Hände und meinte, es klinge wundervoll. Sie setzten sich einmal mehr vors Fernsehen und guckten Begegnung.

Ach, wäre die Begegnung doch nur kurz gewesen, nur das außergewöhnliche Abendessen und vielleicht ein oder zwei weitere

unverbindliche Verabredungen. Aber Chloë hatte noch nie jemanden wie Brett kennen gelernt, einen geschäftigen Mann, der in der City arbeitete und sich an der Nasenwurzel kniff, wenn er verkündete, wie gestresst er sei. Er war ein beeindruckendes Jahrzehnt älter. Am Hosenbund trug er ein Handy. Er wohnte in einem Loft in den Docklands und hatte einen »megaanstrengenden« Job mit Arbeitstagen bis spät in die Nacht und hohen Bezügen.

»Du bist nicht der Typ, auf den ich normalerweise stehe«, hatte er Chloë gewarnt, als ob sie dankbar sein sollte. Und eine Zeit lang war sie es. So beschäftigt und wichtig, und trotzdem hatte er sie erwählt. Offensichtlich ohne das Bedürfnis, viel über sie zu erfahren, aber mit dem Wunsch, wie sich bald zeigte, dass sie alles über ihn wissen sollte.

Damals war sie eine aufmerksame Zuhörerin.

Jetzt hatte sie taube Ohren. Bretts Ego war mit seinem Körperumfang gewachsen und seine Manieren waren eingebrochen wie Börsenkurse.

Was in aller Welt machst du da, Chloë? Du bist doch offen, gut und von Natur aus inkompatibel mit diesem Mann!

Kann schon sein.

Und?

Gewohnheit?

Gewohnheiten sind dazu da, aufgegeben zu werden.

Und was dann? Brett einfach aufgeben? Was, wenn da niemals wieder jemand kommt?

Sie steckte fest.

Chloë gab die zweite Konzertkarte einem jungen Mann mit Brille, der einen Geigenkasten umklammerte, als hätte er ein Verhältnis mit ihm. Er verstummte, ergriff aber in vollendeter Dankbarkeit ihre Hand, obwohl diese Geste dazu führte, dass er seinen rutschenden Geigenkasten mit einem breiten Grinsen und einem merkwürdig angewinkelten Knie retten musste.

Während sie durch die Kunsthandwerker Ausstellung im Foyer schlenderte, wurde die Karte von Großbritannien vor ihrem inneren Auge größer. Sie hatte sich über alles gelegt, worauf Chloës Auge während der Fahrt an das südliche Themseufer gefallen war. Wales war

jetzt größer, fast wie aus der Vogelperspektive zu sehen, die Konturen imaginierter Berge und Täler lächelten ihr zu und einen Augenblick lang erfüllte ein Chor aus Rugbyspielern und Bergarbeitern ihre Ohren und ihr Herz. Während sie einen Blick auf einen besonders gelungenen Titanschmuck warf, hielt sie sich ein Paar glitzernde Ohrringe ans Ohr.

»Eine Reise!« Sie probierte das Wort und fand es erstaunlich wohlschmeckend. Dann begab sie sich zu einem Stand mit Batikwesten, wurde aber durch die Tatsache abgelenkt, dass sie sich nicht erinnern konnte, wann Christoph Columbus seine Reise begonnen hatte. Als sie die Emailbroschen hinter sich ließ, um durch den Buchladen zu streifen, sagte sie laut: »Ach ja, vierzehnhundertzweiundneunzig« und ertappte sich dabei, dass sie wider besseres Wissen ein Exemplar von Auf dem schwarzen Berg kaufte.

»Hab noch nie was von Chatwin gelesen«, erklärte sie der völlig desinteressierten Verkäuferin, »und vielleicht fahre ich nach Wales, müssen Sie wissen. Bald.« Bevor sie das Geschäft verließ, erspähte sie eine illustrierte Ausgabe von Gullivers Reisen und bezahlte sie an einer anderen Kasse.

Etwas gestärkt, weil sie ein paar Vorbereitungen, wie rudimentär auch immer, für ihre mögliche Reise getroffen hatte, widmete sie die letzten zehn Minuten vor dem Konzert einem Stand mit den schönsten Keramiken, die sie jemals gesehen hatte. Außen waren sie in einem glänzenden Schwarzblau glasiert, von innen heraus sangen sie in lebhaftem Himmelblau, in dem schimmerndes Türkis in Strudeln und Strömen umherwirbelte. Die Gefäße posaunten Rhythmus und Energie heraus und schrien förmlich danach, berührt und gehört zu werden. Obwohl Chloë ein Auge für Kunsthandwerk und dergleichen hatte, war es ihr bisher nie passiert, dass sie wie angewurzelt stehen blieb. Irgendwie hörte sie zwar mit halbem Ohr das letzte Klingeln, aber sie musste erst jede einzelne Vase der Reihe nach inspizieren, ihr Gesicht so dicht wie möglich davor halten. Damit sie die Kunstwerke spüren und sich an sie erinnern konnte.

Und das war William Coombes erster Anblick von Chloë. Ihre Locken aus gebranntem Kupfer flüsterten über die Oberfläche seiner Gefäße in dem Bestreben, so dicht wie möglich an sie heranzukommen. Er

erhaschte einen flüchtigen Blick auf ihr Gesicht, ihre Sommersprossen erinnerten ihn sofort an eine Glasur, die er vor einigen Jahren bevorzugt verwendet hatte.

Lebhaftes Rot.

Er beobachtete, wie sie zu ihrem Platz im Parkett eilte, fing einen Hauch ihres Parfüms auf, einen Blick auf ihren Hals, einen Lichtstrahl von ihrer Brosche, ein Bruchstück des Orchesters, das gerade ein »E« stimmte. All seine Sinne waren angesprochen und er stand still, schwieg, genoss es, nahm es in sich auf.

»Wer war denn die junge Frau, die da an meinen Gefäßen geschnuppert hat?«, fragte er den Wächter mit einer abrupten Kopfbewegung, die ihn in die Gegenwart zurückbrachte.

»Sie hat nicht nur geschnuppert, sie hat richtig in sie hineingesummt – mit geschlossenen Augen und so!«

Neugierig begab sich William zu seiner größten Vase und summtte kurz und ein wenig befangen in ihre Öffnung.

Sie summtte mit ihm. Ein unvorstellbar leises Echo. Das war ihm bislang verborgen geblieben.

Zwei

Als die British Rail ihn von der Metropole nach Westen schaukelte, dachte William an das summende Mädchen mit den Sommersprossen und dem Gesicht wie aus Porzellan. Er starrte aus dem Fenster auf die vorbeihuschende Winterlandschaft, nippte abwesend an der faden braunen Flüssigkeit, die Tee oder auch Kaffee sein konnte, und dachte wieder an die rostbraunen Locken, die sich gegen das Grau seiner Glasur lebhaft abhoben. Auf einmal kam ihm eine Idee für ein Gefäß und er skizzierte es rasch auf ein Blatt Papier, das er auf dem Nebensitz entdeckt hatte. Etwas eher Schlankes mit sanfter Wölbung, bedeckt mit terra sigillata. Den schweren geschlammten Ton würde er dann polieren, bis er fast nass schimmerte. Und, ach, wie das Gefäß erklingen würde, wenn man hineinsummte.

Verdammt. Er zerdrückte den Styroporbecher mit einem unangenehmen Knirschen, grub die Fingernägel befriedigend tief hinein. Verdammt, verdammt, verdammt. Hätte er warten sollen, bis das Konzert zu Ende war? Er befreite einen Marsriegel von seinem Papier. Und wenn er es getan hätte? Was, wenn sie nicht angesprochen werden wollte?

Und wenn sie gewollt hätte?

War sein Interesse nur entflammt, weil seine Vasen ihres geweckt hatten? Oder hatte es mit Keramik überhaupt nichts zu tun?

Die süße Masse war widerlicher, als seine Kindheitserinnerungen ihm eingegeben hatten, deshalb stopfte er die restliche Hälfte zwischen das zusammengeknautschte Styropor.

Es mag vielleicht nur ein flüchtiger Blick gewesen sein, aber jetzt war er von dem entflammt, was er gesehen hatte. Als Dorset in Devon übergang, lehnte er sich zurück und gab sich einem Tagtraum hin. Er tat ihm gut, weil er ihm einen tief in seinem Innern schlummernden Drang und Hunger vor Augen hielt und zugleich stillte. Als jedoch Devon in Cornwall übergang, hinderte ihn die Realität an seiner Fortführung. William fand sich damit ab, zwang sich, seine Fantasien zu enträtseln, durchzuarbeiten und in dem kalten, prosaischen Winterlicht, das durch die Fenster vom Meer hereinfiel, zu unterdrücken.

Die Sommersprossen, die einen Hauch heller waren als die Haare, und die mahagonifarbenen Augen, die zwei Töne dunkler waren, tauchten immer wieder in seinen Gedanken auf, reizten seine Leistengegend, regten eine gewisse Stelle zu einer peinlichen, aber angenehmen Steifheit an, die durch die Zeitung vom Vortag verborgen wurde. Sie lag verschwörerisch auf seinem Schoß.

Als der Zug ruckend in Penzance zum Stehen kam, setzte William seinem Traum ein Ende, verscheuchte die Lust und überredete seinen Schwanz, sich zu beruhigen und abzuregen. Das summende Mädchen wurde beiseite geschoben, denn dort auf dem Bahnsteig, reizlos in dem ebenfalls reizlosen Licht dieses Dezembertags, stand der Grund dafür, dass seine Abschweifungen undurchführbar blieben, dass seine Sehnsüchte verbannt wurden: Morwenna.

Der Tagtraum war mit einem Schlag vorbei.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, dachte William, während er seine Reisetasche in den Kofferraum ihres Fiats fallen ließ, in der Morwenna Saxby mein leibhaftiger Tagtraum gewesen ist. Sie war fünfzehn Jahre älter als er, und ihr Alter und ihre Erfahrung hatten sie verlockend und attraktiv erscheinen lassen, als sie sich vor fünf Jahren kennen gelernt hatten. Damals war er ein vierundzwanzigjähriger Töpfer mit seiner ersten Werkstatt. Sie war geschieden, verführerisch, leidenschaftlich und darauf aus, die Einschränkungen zu kompensieren, die ihr puritanischer, farbloser Ex ihr früher auferlegt hatte. Sie hatte sich sofort zu seiner Lehrerin und Agentin ernannt. Sie sicherte William Aufträge und behielt dafür dreißig Prozent seiner Erlöse. Sie erklärte ihm außerdem ausführlich und genauestens den G-Punkt und den weiblichen Orgasmus, bis er den Weg dahin in- und auswendig kannte.

Als sie sich hinter das Steuer setzte, warf William ihr einen verstohlenen Blick zu und ärgerte sich darüber, dass er wünschte, ihr Ohr möge so in den Hals übergehen wie bei dem summenden Mädchen. Morwenna war zweifellos attraktiv, aber das wurde durch die ständige Bestätigung, die sie in letzter Zeit benötigte, abgeschwächt.

»Tränensäcke und Falten«, würde sie wieder seufzen.

»Aber ich mag faltige alte Schachteln!«, würde er freundlich tadelnd erwidern und seinen Ärger unterdrücken. Sie verabscheute ihren Körper, weil er der Schwerkraft nachgab, aber ihm machte das nicht allzu viel aus.

Ich bin Töpfer. Oberflächliche Schönheit wird durch die zugrunde liegende Struktur bestimmt.

Genau.

Angesichts des Smalltalks, den sie im Auto auf der Fahrt nach Norden von Penzance nach Zennor mühevoll in Gang hielten, hätten sie genauso gut schweigen können. Sie waren freundlich und höflich, zugleich aber auch distanziert und verschlossen, die Unterschiede zwischen ihnen waren so deutlich wie die zwischen der Nord- und der Südküste Cornwalls. Ihre Wörter waren größtenteils inhaltsleer, das Schweigen zwischendrin bedeutungsvoll.

William sah über den empfindlichen Stechginster hinaus aufs Meer, das heute grau und glatt da lag. Er verglich seine Stimmung oft mit dem Meer und stellte fest, dass sie im Allgemeinen identisch waren.

Jetzt kam sein Cottage in Sicht, und er hoffte es zu erreichen, bevor er eine Einladung zum Abendessen erhielt. In seinem Kühlschrank war sicher nur wenig, aber er würde liebend gern hungern. Während sie auf dem holprigen, ausgefahrenen Weg zu Williams Cottage schlingerten, sprach Morwenna über den Rückspiegel mit ihm und er beantwortete ihren Blick auf gleiche Weise.

»Essen? Später? Gegen acht? Wie ich dich kenne, ist dein Kühlschrank leer.«

»Wahrscheinlich. Aber macht es dir was aus, wenn ich nicht komme?«, fragte er vorsichtig. »Du weißt, was London mir antut!«

»Mir? Nicht die Bohne!«, sagte sie rasch. »Mach, was du willst, mein Lieber!«

William legte ihr eine Hand aufs Bein, weil er meinte, er müsse es, und küsste sie aus demselben Grund auf die Wange, leicht und ohne hinzuschauen. Er nahm seine Sachen und ging zum Cottage. Ohne sich umzudrehen, hob er nahezu bewegungslos, ungerührt die Hand. Morwenna deutete es als Haltesignal.

Sie fuhr zurück nach Penzance und hielt in der Nähe von Wicca an

den Klippen, um auf den Horizont zu schauen und die kräftigende Luft einzuatmen.

»Verdammt!«, sagte sie laut, ihre Worte wurden vom Wind verschluckt. »Ich habe vergessen, ihm zu sagen, dass das Bay Tree Bistro ein ganzes Service bestellt hat. Einhundertachtzig Teile. Netter kleiner Verdienst. Für William auch, natürlich. Gott bewahre, dass es zu spät ist. Halt ihn noch ein Weilchen bei der Stange. Nur so lange, bis es über die Bühne ist.«

Sie bewegte die Finger, die in der kühlen Luft angefangen hatten zu schmerzen. Dabei verwünschte sie die Tatsache, dass ihre Knöchel knöchern und groß aussahen, und fragte sich, warum die Nagelbetten so lila waren. Das Meer wirkte unheilverkündend, es lag dunkel da. Ihr schauderte. Sie ging zu ihrem Auto zurück und fuhr nach Penzance, wobei sie das Radio so laut drehte, dass sie sich nicht selbst über William nachdenken hören konnte.

Na, Chloë? Schon unterwegs?

Es regnet, und das schon seit Tagen.

Du bist immer noch in Islington.

Ja, ich bin noch hier.

Chloë stand nachdenklich vor Mr und Mrs Andrews und mampfte eine Hackfleischpastete. »Wales« steckte ungeöffnet zu Mr Andrews' Füßen, weiterhin eine beängstigende Vorstellung in einem verborgenen Winkel von Chloës Gedanken. Sie war versucht, den Umschlag zu öffnen, aber heute waren ihre klebrigen Finger eine gute Ausrede, es nicht zu tun. Auch dieses Jahr kam das Christuskind von dem kleinen Transistorradio auf Chloës Nachttisch aus auf die Erde nieder. Verwirrt summte sie mit. Ihr erstes Weihnachten ohne Jocelyn näherte sich bedrohlich.

Hat sie Frieden gefunden?, fragte sie sich, als sie mit ihrem Finger einige Krümel von der Kommode auf tupfte.

Hätte sie nicht noch ein wenig warten können?, jammerte sie, als sie mit dem Finger über den Bilderrahmen fuhr und angesichts des Staubs zusammenzuckte, der sich ihr offenbarte.

Nur noch ein Weihnachten?, lamentierte sie, sank auf ihre dicke

Matratze und folgte einer neuen Route durch die Risse an der Decke.

O ja, die Freuden eines Mieters!, fluchte sie, die sich so sehr nach Jocelyn sehnte, dass diese ihr riet: Zieh um, meine Liebe.

Wohin?

Ha! Wie sie Jocelyn kannte, in dieses Wales oder sogar nach Irland, Schottland womöglich.

Was tun? Wohin gehen?

Und wann?

Warum zögerte Chloë? Sollte sie angesichts einer derartigen Gelegenheit nicht aufspringen? Dies ist nicht nur die Chance, ihren erbärmlichen Job und ihren abscheulichen Freund mit einem Schlag loszuwerden, sie hat jetzt außerdem die finanziellen Mittel, herauszufinden, was sie machen möchte, ihre Zukunft zu planen, ihre Bestimmung zu finden. Aber der Umschlag mit »Wales« bleibt ungeöffnet; Chloë ist gerade von einem weiteren anstrengenden Arbeitstag nach Hause gekommen und Brett kann jeden Augenblick auftauchen.

Schon der Tod ihrer Taufpatin vor knapp einem Monat hatte Chloës Leben völlig verändert, aber Jocelyns letzter Wille und ihr Testament haben Chloë erst in eine richtig verzwickte Lage gebracht. In den sechszwanzig Jahren ihres Lebens war Chloë nur selten vor Entscheidungen gestellt worden und hier wurde sie von einer toten Frau dazu geführt, verführt, gleich zwei folgenschwere auf einmal zu fällen. Sie hob ein gerahmtes Bild von Brett hoch und klopfte ihm heftig gegen die Brust.

»Jocelyn mochte dich nicht sehr«, erzählte sie ihm verbindlich, aber vergeblich, während er sie angrinste. Sie schob den Daumen über sein Gesicht, bis es vollkommen bedeckt war. »Und ich habe mich nie wirklich um ihren Segen bemüht, weil ich, glaube ich, tief in meinem Inneren wusste, dass es nur wenig gab, was ihn rechtfertigte.«

Chloë behielt den Daumen auf dem Foto und trommelte mit den Fingern der anderen Hand auf die Sessellehne. Obwohl jetzt kopflos, sprach Bretts Haltung, die Hände in den Hüften, ein Knie leicht gebeugt, im Hinblick auf seine Arroganz und Eitelkeit Bände. Sie legte die Hand flach auf das Foto, so dass nur eine Palme und ein harmloser

Haarschopf hindurchlinsten. Das Trommeln der Finger hörte auf, sie starrte vor sich ins Leere und dabei genau auf den springenden Punkt. Chloë legte den Bilderrahmen mit dem Gesicht nach unten auf den Fernseher und zappte ziellos durch die Kanäle. Auf jedem einzelnen begegnete sie dem Weihnachtsmann und war dankbar, dass sie keine Satellitenschüssel hatte.

Das Wissen, dass Brett jeden Moment hereinspazieren und sein aufreizendes »Ciao« in den Raum schleudern könnte, verursachte einen kleinen Adrenalinausstoß, der sie herumlaufen und an Dingen herumzupfen ließ, die genauso gut hätten unverändert bleiben können.

Die Vorhänge sehen wunderbar aus, Chloë. Es gibt keine Fusseln auf diesem Kissen. Die Bilder hängen vollkommen gerade.

Die Bedauernswerte, schon zweimal hat sie versucht, ihre Beziehung mit Brett zu beenden. Beim ersten Mal hat sie ihn auf dem Handy erwischt, hatte sich dann aber so in ihren Worten verheddert, dass sie sich schließlich entschuldigte: »Oh, es ist nichts. Ich bin nur ein bisschen durcheinander.« Beim zweiten Mal war Brett ihr zugekommen, aber als er seine letzten »Ciaos« flötete, erappte sich Chloë bei der Bitte, es doch noch einmal zu versuchen.

»Worauf ich achten muss«, sagte Chloë zu Mrs Andrews, »ist, kein Blatt vor den Mund zu nehmen.«

»Genau«, ermutigte sie ihre Vertraute, »direkt zur Sache kommen. Klare Sprache. Nicht um den heißen Brei herumreden. Und keine Sinnbilder!«

Brett ist gekommen, er füllt den ganzen Türrahmen aus, seine mächtige Silhouette wird durch das Licht im Treppenhaus von hinten erleuchtet.

»Ciao!«

»Mach schnell die Tür zu – es ist eisig!«, sagt Chloë etwas zu gut gelaunt.

»Das war vielleicht ein Tag, ich bin völlig erledigt«, brummt er, lässt sich in den Stuhl fallen, nachdem er das Foto wieder aufgestellt hat, damit er sich im Dezember in Islington braungebrannt auf Jamaika bewundern kann. »Was für ein Scheißtag.«

Er kickt seine Schuhe weg, streckt die Beine aus, wobei er Chloë

ihren Raum nimmt, und lässt einen Monolog vom Stapel, der wie üblich kräftig mit »ich« und »mir« gewürzt ist.

»Wie sieht's mit'm Essen aus? Ich verhungere gleich.« Chloë kann es nicht ausstehen, wie er die Wörter verkürzt. Sie fummelt an Bilderrahmen herum und findet auf allen Kissen Fusseln. Er liest die Nachrichten auf seinem Handy. Etwas in Chloë kocht. Jocelyn. Mrs Andrews. »Schau ihn dir an«, scheinen sie Chloë anzuspornen, »diesen widerlichen Kerl.«

»Brett«, Chloë hört plötzlich, dass ihre Stimme das sichere Terrain des Unausgesprochenen verlässt. »Ich muss dir etwas sagen. Es gibt etwas, das ich loswerden muss.«

»Ja?«, er wackelt mit den Zehen und rülpst leise.

»Du weißt doch, wie es mit Brot ist?«, fängt Chloë an und schüttelt sich ein paar Locken vors Gesicht, um sich dahinter zu verstecken.

»Hä?« Er betrachtet sie misstrauisch, schürzt die Lippen. »Brot?«

»Ja«, nickt sie und steckt sich die Locken kurzzeitig hinter die Ohren. »Wenn es einmal alt und trocken ist, kann es nicht wieder richtig zum Leben erweckt werden. Auch nicht, wenn es einmal sehr gut geschmeckt hat.«

»Ich bin kurz vorm Verhungern«, japst Brett, streichelt sich über den knurrenden Bauch, während sich auf seiner Stirn ein Unwetter zusammenbraut. »Wills du mir sagen, dass da sonst nix is? Nur altes Brot?«

»So ist es. War es«, bestätigt Chloë, die plötzlich strahlt, »das Haltbarkeitsdatum ist längst abgelaufen.«

Erst als Chloë die Haustür unten zufallen hörte, gestand sie sich zu, in den Sessel zu fallen und unkontrolliert vor sich hin zu kichern. Nach einer Weile nahm sie das Foto, gluckste weiter, dann lachte sie laut los, bis ihr Freudentränen aus den Augenwinkeln traten und ihre Rippen um Gnade flehten.

Ich hab's getan!

»Mrs A., ich hab's getan! Ich habe es tatsächlich, wirklich getan.«

»In der Tat, meine Liebe. Mit Bildern und allem.«

Vorsichtig nahm Chloë das Foto aus dem Rahmen und riss es in

Streifen, die sie ineinander wob und zu einem Origamistern faltete – etwas, das sie vor vielen Jahren gelernt hatte, ohne recht zu wissen, wofür sie es einmal gebrauchen könnte. Sie betrachtete das stachelige Ergebnis und drehte es, wobei sie ein bisschen von Bretts Hand hier, die Nase und den halben Mund dort entdeckte. Einen Ellbogen, ein Stück vom Tennisschuh, einen Palmwedel. Zahnkronen.

In meiner Hand, ich hab den Daumen drauf!

»Tschü-üüss«, sang sie und ließ das Origami von Hand zu Hand hüpfen. »Das erste Mal, dass ich mich gegen dich behauptet habe, war definitiv auch das letzte Mal!« Sie lauscht der Stille und genießt den Frieden, den diese verspricht. »Warst du wirklich so ›abscheulich‹?«, flüstert sie den Schnipseln von Bretts Gesicht zu. »Ja, ich denke schon.« Chloë trat ans Fenster, spähte auf der Suche nach einem Stern hinauf in den tintenblauen Himmel. »Rechthaberisch«, sie hielt den Origamistern ein wenig hoch und erblickte etwas von Bretts Mund; »taktlos«, ihr schauderte, »und chauvinistisch«. Sie ging zum Spiegel hinüber, wickelte einen Finger in die Locken und erinnerte sich daran, dass Brett sie in nassem Zustand als »eindeutig Schamhaare« bezeichnet hatte. Nun, Chloë, seine verliert er gerade!

Sie kuschelte sich in den Lehnstuhl und betrachtete noch einmal das zerrissene Foto. »Du warst nur ein billiges Abziehbild«, sagte sie, stolz auf das Wortspiel, »und ich glaube, ich will jetzt wirklich etwas genießen, das vollwertig ist und mir gut tut.« Mit diesen Worten warf sie das zerschnipselte, zerkleinerte Bild von Brett gekonnt in den Papierkorb.

Jetzt noch der »erbärmliche« Job, Chloë; es ist an der Zeit, sich von den selbstquälerischen Fesseln der schlecht zahlenden und nicht sehr guten Londoner Polyversität zu trennen, wo du die Rolle der Studenten-Kommunikations-Verbindungs-Sozial-Beauftragten über vier undankbare Jahre geschultert hast. Stell dir einmal vor! Keine Studenten in Not mehr, die häufig in der sowieso beengten Mietwohnung in Islington Amok liefern.

In Chloës Apartment tummelten sich derzeit eine achtzehnjährige Studienanfängerin mit Anorexie, ein Selbstmordkandidat im dritten

Semester mit Beziehungsproblemen und ein Examenskandidat, der während der Prüfungsvorbereitungen zusammengebrochen war. Sie brachten ihre Wohnung in Unordnung und forderten eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung sowie uneingeschränkten Zugang zu ihrem Kühlschrank (ausgenommen die Anorexikerin) und zum Telefon (oft gleichzeitig). In der Tat eine Herausforderung, außerdem waren Lohn und Lob genauso armselig wie die Studenten.

Schließlich, an einem turbulenten Dezembernachmittag nur einen Tag vor Trimesterende, gepolstert mit Jocelyns Vermächtnis und inspiriert von der Karte von Großbritannien, hat Chloë beschlossen, zu kündigen. Sie hat sich vorgenommen, den Moment auszukosten, und fürchtet, dass, sollte sie zögern oder etwas anderes übernehmen, was besser zu ihr passt, der Augenblick vertan wäre. Das Frühlingstrimester würde erbarmungslos über sie hereinbrechen. Und Wales bliebe ungeöffnet. Wales wäre vergessen. Verschlussen.

Sie konnte Jocelyn unmöglich so beleidigen.

Und es gibt kein Gesetz, das einem verbietet, eine Kündigung in Jeans und Turnschuhen einzureichen, Kleidungsstücken, die eigentlich nur an einsamen Abenden im sicheren Heim zugelassen sind.

»Aber Chloë, die Studenten brauchen dich – du bist ihr Rettungsanker. Wenn du mehr Geld möchtest, könnten wir dir, auch wenn wir damit unseren Etat überschreiten, gestaffelt über drei Jahre ein Prozent mehr bieten.«

Chloë sieht überall Linoleum und Melamin, Neonlicht und orangefarbene Plastikstühle. Sie sind wacklig und voller Kratzer. Der Regen rinnt unbarmherzig an den Stahlrahmen der Fenster herunter. Eine kleine Pfütze bildet sich auf dem abblätternen grauen Fenstersims. Alls ist unglaublich trist und deprimierend, was Chloë in ihrer Entscheidung bestätigt. Sie lehnt die Gehaltserhöhung ab und lässt eventuelle Schuldgefühle entschlossen in dem Raum zurück, als sie die Tür leise hinter sich zuzieht.

Wenn also Chloë Cadwallader keine Studenten-Kommunikations-Verbindungs-Sozial-Beauftragte mit einem Freund namens Brett und einer Mietwohnung in Islington ist, was ist sie dann?

Heiligabend hat Chloë noch keinen blassen Schimmer. Außerdem ist keine Jocelyn mehr da, die sie um Rat fragen kann. Aber überwacht Jocelyn im Tod nicht mit genauso viel Interesse und Motivation wie zu Lebzeiten Chloës Werdegang und Wohlergehen? Bedeutete ihr Vermächtnis nicht gerade, dass es keinen besseren Ort für Chloë gab, um einen ersten Eindruck von der großen Welt zu bekommen, als die großartigen Britischen Inseln?

»Europa«, hatte Jocelyn einmal zu Chloë gesagt, »ist bezaubernd, die Vereinigten Staaten sind unermesslich groß. Afrika ist faszinierend, Asien ein Juwel. Australien und Asien sind prächtig und verteufelt weit weg, aber Großbritannien, Großbritannien ist der Garten der Welt und in jedem kleinen Winkel warten verborgene Freuden.«

Jocelyns Vermächtnis sah vor, dass ihr Patenkind diese Geheimnisse entdecken und daran teilhaben sollte. Wer weiß, worauf sie stoßen würde? Und wo? Wie aufregend das ist und was für eine Chance. Greif zu! Fahr los! Bist du schon weg?

Heiligabend in Islington. Chloë hat Jocelyns Karte über dem Bett an die Wand gepinnt, und als sie sich die vier Länder anschaut, beschließt sie, dass es jetzt an der Zeit sei, »Wales« in Empfang zu nehmen. Ermutigt von Mr Andrews streckt sie vorsichtig die Hand nach dem Umschlag aus. Aber sie hält auf halbem Wege inne und fragt sich, ob das nicht alles ein bisschen zu weit geht. Jocelyn hat Chloës Job also erbärmlich und Brett abscheulich gefunden, aber war eine Reise in die letzten Winkel Großbritanniens wirklich die richtige Antwort darauf? War das eine logische Konsequenz? War das nötig?

War es überhaupt vernünftig?

(»Leute, die immerzu vernünftig sind, sind unendlich langweilig, liebste Chloë. Genauso langweilig wie ein schwarzer Regenschirm in Islington.«)

War es wirklich eine gute Idee? Realistisch?

»Ich hab meine Stelle gekündigt und meinem Freund den Laufpass gegeben – reicht das nicht?«, fragt Chloë laut mit einem Anflug von Selbstmitleid in der Stimme. »Wie wär's, wenn ich einfach aus Islington wegziehen würde – sagen wir, nach Putney? Wie wär's, wenn ich nach einer Stelle in einem netten Privatbetrieb Ausschau hielte –

Marktforschung oder so etwas? Mr Andrews, Ihren Rat, bitte!«

Mr Andrews schweigt jedoch mit versteinertem Grinsen. Und Chloë vermutet, dass es nur wenig Zweck hat, Mrs Andrews um Rat zu fragen, die heute, Heiligabend, die Art von Frau zu sein scheint, die nicht redet, solange sie nicht angesprochen wird, aber dann mit einem Kichern und einem entsprechenden Blick ein kleines Lied zum Besten gibt, wenn man ihr gut zuredet und schmeichelt.

Chloë möchte sich nicht unterhalten, sie braucht jemanden, der ihr sagt, was sie tun soll. Sie kann nicht mehr auf Jocelyn zurückgreifen und sie um Rat bitten.

Dabei ist es Jocelyns Rat, der heute zur Debatte steht.

Wales, noch immer im Umschlag und außer Reichweite, ist doch verführerisch nahe.

»Ich werde morgen anfangen zu packen«, sagt Chloë entschlossen.

Mr Andrews stellt zustimmend das Gewehr auf, Mrs Andrews kichert.

Drei

William stopfte den Inhalt seiner Reisetasche in die Waschmaschine und fischte in letzter Sekunde die Zahnbürste und das Rasiermesser heraus. Geduldig wartete er auf das Surren und Klicken zu Beginn des Programms und beobachtete dann, wie das Wasser langsam über die Wäsche rann. Zufrieden, dass der Mechanismus in Gang gesetzt war (er schien überhaupt nur mit väterlicher Ermutigung zu starten), überzeugte er sich davon, dass tatsächlich nichts im Kühlschrank war, und begab sich in die Werkstatt.

Das Atelier befand sich einen Steinwurf von der Küche entfernt, die wiederum nur einen Katzensprung von allem anderen weg war; schließlich gab es in Williams Cottage weder einen Flur noch Schwellen. Das Cottage trug unpassenderweise den Namen Peregrine's Gully, Pilgergrube, und war kompakt und untersetzt. Es erinnerte William an ein Exmoor-Pony: es stammte aus dieser Gegend, war von rauer Schönheit und passte von Natur aus in die Landschaft. Klein und tapfer lag es inmitten einer weichen Hauswiese, an einer Seite von einem Ginsterhang flankiert, an der anderen Seite von unfruchtbarem Land, das allmählich in Klippen übergang. Die frei herumlaufenden Schafe der Nachbarn starrten oft gierig auf das Gras hinter Williams Zaun. Er hatte zwar nichts gegen ihren Besuch und höfliches Knabbern, aber sie wurden stets von Barbaras Gemecker vertrieben.

Barbara war eine Ziege, die, kurz nachdem sich William in Peregrine's Gully niedergelassen hatte, durch ein Loch im Zaun hereinspaziert war. Er hatte sie verscheucht, gejagt, ihren Rücken mit einem Schuh traktiert, aber sie war beharrlich stehen geblieben, hatte mit dem Bart gezuckt und ihn mit ihren gelben Augen fixiert, liebevoll und unerbittlich. Er hatte sie angeknurrt, mit Holzscheiten beworfen, er hatte sie ignoriert, aber sie blieb, knabberte an den Grasspitzen, reizend, unablässig. Keiner der Bauern vermisste sie und auf eine Anzeige in der örtlichen Zeitung gab es keinerlei Reaktionen. Also wurde sie, zunächst ungerne, aufgefordert zu bleiben. William nannte sie in Anlehnung an ihr Meckern Barbara.

Barbara betete ihn an, sie folgte ihm auf den Fersen, wenn er im

Garten hantierte, stand stundenlang mit den Vorderbeinen in der Werkstatt, wenn er arbeitete, sah ihm gewissermaßen plaudernd zu, wenn er in der Küche beim Essen saß, und starrte an ihm vorbei auf die Waschmaschine, wenn er das gute Stück zum Funktionieren überredete. Barbara machte kurzen Prozess mit dem Postboten, jagte nicht selten Autos die Auffahrt hinunter oder stand trotzig stampfend mitten auf dem Weg, wenn sie sich näherten. Sie verabscheute Morwenna. In der ersten Zeit lief sie auf Williams Freundin zu, kaute an ihrer Kleidung und ließ so dicht neben ihr wie möglich ihre Exkremente fallen. Mittlerweile blickte sie ihre Feindin nur finster und vernichtend an oder ignorierte sie völlig, während sie William schöne Augen machte. Immer wieder brachte Morwenna ihr Karotten oder Salatspitzen als Friedensangebot mit, manchmal sogar Ingwerkekse zur Bestechung, aber sie stimmten Barbara nur vorübergehend versöhnlich.

Es waren die Fenster, die William bewogen hatten, das Anwesen zu mieten. Die Fensterbänke waren so tief, dass sie seinen Töpferwaren viel Platz boten und ein wenig vor der eindringenden Winterkälte schützten. Oben gab es zwei kleine Schlafräume und William schlief in dem einen, der auf die Klippen und darüber hinaus aufs Meer zeigte. Hier gab es nur ein Bett, eine Teekiste als Nachtschrank und die nicht ganz passenden kitschigen Gardinen, die sich schon im Cottage befunden hatten. Der andere Raum war voller Dinge, die man typischerweise in Schlafzimmern findet: Gitarren, Bücher, ein riesiger in Treibholz gerahmter Spiegel, den er für einen Satz wunderschön glasierter Becher eingetauscht hatte, eine übergroße Whiskyflasche, die zur Hälfte mit kleinen Münzen gefüllt war, zwei große Kommoden, voll gestopft mit dicken Pullovern, und ein viktorianischer Eichenschrank, den er für einen Apfel und ein Ei gekauft hatte und in dem seine restliche Kleidung untergebracht war. All diese Gegenstände, wichtige und nicht so wichtige, hatte er aus seinem Schlafzimmer verbannt, weil die weißen Wände und der ununterbrochene Verlauf der Dielen für ihn eine leere Leinwand darstellten, das ideale Umfeld, in dem neue Arbeiten in den fruchtbaren Stunden des Tagesanbruchs wurzeln konnten.

Unten führte die Haustür direkt ins Wohnzimmer, aber William benutzte ausschließlich den Künstlereingang auf der Rückseite des

Cottage. Konsequenterweise hing deshalb ein dicker türkischer Teppich, der ihn einst viel Geld und allerhand Mühen gekostet hatte, als er vor einigen Jahren mit dem Rucksack umhergezogen war, vom Türrahmen auf den Boden herab. Die hintere Wand war mit Büchern tapeziert, die dicht an dicht in einem Bücherregal standen, das William selbst gebaut hatte. Es ließ zwischen den größten Büchern und der Decke sowie zwischen dem untersten Brett und dem Boden nur wenige Zentimeter Platz. Er scherte sich nicht um eine alphabetische oder thematische Ordnung, sondern sortierte die Bücher nach ihrer Größe und der ästhetischen Wirkung der Buchrücken. Vom anderen Ende des Raums aus betrachtet, stiegen und fielen die Bücher in einer geschwungenen Kurve und glichen eher Orgelpfeifen oder den Höhenlinien einer staatlichen Landvermessungskarte. Zwischen der Teppichtür und der Bücherwand stand ein enormer, einen Meter zwanzig hoher, selbst gemachter Terracottatopf, fett, stolz und perfekt poliert. An ihn lehnten sich etwas unsicher eine Anzahl Regenschirme und Wanderstöcke längst vergessener Herkunft. Der Rest des Raums wurde von zwei unglaublich bequemen Sesseln, die auf einer Auktion ersteigert worden waren und dringend neu gepolstert werden mussten, sowie von einem robusten skandinavischen Holzofen beansprucht. Noch warm, trotz Williams dreitägiger Abwesenheit. Das sollte auch so sein – schließlich hat er fast so viel gekostet, wie William im letzten Jahr eingenommen hat.

Die Werkstatt war sein Zufluchtsort und sein wahres Zuhause. Die Tatsache, dass das Cottage in der Miete enthalten war, hatte nur einen weiteren Pluspunkt bedeutet. Es war von einem Zeitgenossen von Bernard Leach erbaut und nur zu dem Zweck entworfen worden, in dem Raum Töpferwaren herzustellen. Es gab zwei Vorräume, einer diente zum Glasieren, der andere als Feuchtraum, in dem die in Arbeit befindlichen Töpfe aufbewahrt werden konnten. Der Hauptraum beherbergte an einer Seite Williams Töpferscheibe, einen ungeheuer langen Tisch auf Böcken und ein hohes, völlig verkleistertes Gestell, auf dem der Ton geknetet und zur Vorbereitung geschlagen werden konnte. An zwei Wänden befanden sich Regale, auf denen fertige Stücke lagen, Experimente, Fehlschläge, anregende Gegenstände wie

Schädel und Kieselsteine sowie eine reiche Auswahl an Fachliteratur über das Töpfern. Das Gebäude war so entworfen, dass es dem Künstler einen einmaligen Blick nach draußen gewährte, was bedeutet, dass die verbleibenden beiden Wände überwiegend aus Fenstern bestanden. Die Fenster befanden sich gegenüber von dem langen Tisch, an dem William üblicherweise arbeitete, reichten von der Decke bis zum Boden und gaben einen inspirierenden Blick über den Garten ins Moor frei. Die Fenster an der Wand bei der Scheibe waren niedriger, so dass der Töpfer beim Drehen noch sehen konnte, wo das Land in den Himmel übergang und der große Ozean anfang. Das Dach bestand im Wesentlichen aus einem großen Oberlicht. In der Werkstatt war es nie kalt, weil der Brennofen in der Ecke eine behagliche Wärme ausstrahlte.

An diesem Nachmittag, als die verschleierte Dezembersonne über dem Meer verglühte, um dann hinter den Horizont zu sinken und sich bis zum Mittag des nächsten Tages zu verstecken, bereitete William den lebhaft-blauen geschlammten Ton vor und überprüfte die Stücke im Feuchtraum. Seine Gedanken waren woanders, aber trotzdem nirgends. Im Moment huschten sie über Morwenna hinweg, bevor sie auf eine kleine Exkursion nach London zu der summenden Frau gingen, wo sie wehmütig eine Zeit verweilten, um dann von Barbaras eindringlichem Meckern in die Gegenwart zurückgeholt zu werden. William stellte fest, dass es schon ziemlich dunkel war, setzte sich auf die Stufen vor der Werkstatt, zupfte Barbara am Ohr und fragte sie, was er tun sollte. Ihre Augen glitzerten leuchtend, entnervend sogar, deshalb tätschelte er ihr den Rücken und kraulte ihr den Bart, bevor er sich auf den Weg zu Morwenna machte, wohin ihn ausschließlich seine Leistungsgedend trieb. Schuldgefühle schob er in eine weit entfernte Ecke seines Gewissens.

»Na, hungrig?« Morwenna konnte ihre Freude nur mühsam verbergen. Einhundertachtzig Teile für das Bay-Tree-Bistro muteten viel versprechend an, ebenso wie ein Orgasmus oder zwei.

»Nicht richtig – hmm, jedenfalls nicht nach Essen«, präzisierte William mit einem übertrieben lasziven Zwinkern. Er hatte ihren Geldblick und ihren Lustblick noch nie auseinander halten können, aber ganz

offensichtlich hatte sie jetzt einen von beiden. Unglücklicherweise konnte er nicht ausmachen, welchen. In beiden Fällen wurden ihre leicht geöffneten Lippen feucht und ihre Augen glasig. Er ging auf sie zu und küsste sie ungestüm, während er mit der Hand sachverständig, um nicht zu sagen routiniert ihren Körper erkundete. Er ließ ihren Pferdeschwanz durch die Hände gleiten und betrachtete ihr Gesicht. Hinter ihrem Lächeln sah er recht leere Augen. Oder waren es Dollarzeichen, die sie wie in einer Karikatur überlagerten?

»Morwenna«, sagte er so gedehnt, wie er es hinbekam, er trat auf sie zu und küsste sie so überzeugend, wie er konnte.

Und dann hatten sie recht unbefriedigenden Sex miteinander. Williams Augen waren die ganze Zeit fest geschlossen, Morwennas waren auf den Schatten der Lampe gerichtet, während sie auf einen Höhepunkt wartete, der nicht kam und es nicht wert war, simuliert zu werden. Hinterher bedankten sie sich höflich, bestätigten, dass es ihnen gut getan habe – »und wie war es für dich?«

Du solltest nicht fragen müssen, dachte Morwenna, als sie aufstand, um sich den Bademantel anzuziehen.

Du solltest deinen Bauch nicht so einziehen müssen, dachte William, während er sie betrachtete.

»Bleibst du?«, fragte sie und schmiegte sich in ihren Bademantel, eher erpicht darauf, dass er ging.

»Heut nicht«, antwortete William, so locker er konnte.

Während Morwenna an ihrem stark gesüßten Kakao nippte, lockte sie die Katze auf ihren Schoß. William, William. Sie starrte auf die Tapete, ohne das Muster wahrzunehmen. William Coombes war ihr Liebhaber und ihr Lebensunterhalt. Dreißig Prozent waren schließlich dreißig Prozent und sein wachsender Bekanntheitsgrad hatte zu einem kräftigen Anstieg der Preise geführt. So sehr sie ihn liebte, und sie liebte ihn wirklich, die Vorstellung von ihm liebte sie noch mehr.

Sie hatte die Zügel in die Hand genommen und William zu einem atemberaubend steilen Aufstieg verholfen, von dem sie ebenfalls profitiert hatte. Mehrfachorgasmen und dreißig Prozent. Jetzt befanden

sie sich auf einem abwärts führenden Slalom. Die Zügel waren ihr entglitten, sie konnte sich jedoch nicht erinnern, sie losgelassen zu haben. Wer hielt sie jetzt? William nicht, so viel war sicher. Die Macht hatte sich deutlich zu seinen Gunsten verschoben und er nutzte das aus, um sich in Ruhe von ihr zu entfernen.

Es war diese schleichende Gleichgültigkeit, mit der sie sich nicht abfinden konnte. Seine Liebesbeteuerungen waren immer weniger und leer geworden, und als sie mit der Katze als einzigem Trost auf dem Schoß der Wahrheit ins Gesicht sah, wusste sie, dass er sie nur machte, weil er wusste, dass sie sie hören wollte. Morwenna verfolgte eine große Vene, die an ihrer Wade bedrohlich hervortrat, und gestand sich schweigend und hilflos ein, dass William sie nicht mehr liebte. Ihr Kater fixierte sie mit gelben Augen, seine Pupillen weiteten sich, als er sie mit einem entnervenden Blick verschlang. Was konnte sie tun, als sich laut und deutlich einzugestehen, dass William sie einfach nicht mehr liebte? Sie hatten sich auseinander gelebt, weil William erwachsen und sie alt geworden war. Außerdem hatte sie seine wachsende Abneigung gegen Saxby Ceramics erlebt.

»Aber Morn«, hatte er ein- oder zweimal leise gesagt. »Ich will eigentlich nur die Gefäße machen, die ich auch wirklich machen will. Nicht auf Bestellung, nicht nach Maß, geschirrspültauglich und mikrowellengeeignet.«

»Sollst du, sollst du ja, wenn du oben bist und der Laden läuft«, hatte sie leichthin geantwortet. Aber sie konnte nicht leugnen, dass sich seine Existenz als Töpfer festigte und er den von ihm bevorzugten bescheidenen Lebensstandard ziemlich sicher auch halten könnte, wenn er ab und an ein Einzelstück aus seiner Werkstatt verkaufte.

»Ach ja«, sagte sie laut in die quälende Stille des Zimmers hinein. »Ich hab immer noch dich und du liebst mich bedingungslos, nicht wahr, Mieke? Du gibst mir hundert Prozent, was sind da schon dreißig?« Der Tiger massierte ihren Schoß in begeisterter Kameradschaft, bevor er gedankenverloren die Krallen hervorschießen ließ und sie tief in Morwennas Oberschenkel ramnte. Vor Schmerz rang sie nach Luft, schleuderte das Tier von sich und rieb sich heftig den Schenkel. Vorwurfsvoll spazierte der Kater zum Fensterbrett, wo er ein Foto von

William umstieß und sich trotzig von ihr wegdrehte.

»Ihr zwei, du und er!«

Um Mitternacht war William wieder in Peregrine's Gully. Ihm war elend zumute, weil er wusste, dass er Morwenna gebraucht und dabei missbraucht hatte. Er verfluchte sein Gewissen dafür, dass es sich erst bemerkbar gemacht hatte, als sein Testosteronhaushalt längst wieder ausgeglichen war. Die summende Frau war weit weg aus seinen Gedanken, genauso wie die Echovase in fließendem Rot. Er ging am Cottage vorbei direkt in die Werkstatt. Barbara war zwar ein wenig verschlafen, freute sich aber dennoch, ihn zu sehen, gedankenverloren küsste sie wieder, während William einen Klumpen Terracottaton holte und ihn zu kneten und zu schlagen begann. Indem er ihn zu sich heranzog und dann wieder wegwarf, bearbeitete er den Ton, bis die Feuchtigkeit verschwunden war und ein tiefer Schnitt keine Luftlöcher mehr zeigte, sondern eine weiche, dunkle, rotbraune Masse. Zum Reinbeißen. Mann, war er hungrig. Es war schon nach eins und er fror; der Hunger, den er als Vorwand für Morwenna benutzt hatte, nagte jetzt an seinem Magen und seiner Seele.